

Hauptstraßen und eigene Wege

Meinem Sohn und meinen Enkelinnen

Peter H. Feist

Hauptstraßen und eigene Wege

Rückschau eines Kunsthistorikers

Mit einem Nachruf von Horst Bredekamp

Lukas Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Galerie Karger und der Stiftung Poll

KUNSTHANDEL DR. WILFRIED KARGER
DIE GALERIE FÜR FIGURATIVE SKULPTUR



© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2016
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Umschlagfoto: Peter H. Feist in seinem Arbeitszimmer, 1976
Frontispiz: Peter H. Feist, Porträtaufnahme, 2010
Layout, Satz und Reprographie: Alexander Dowe
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-231-7

Inhalt

Vorwort	7
Halle, 1947: Studienbeginn	9
Wurzeln	13
Im Krieg	23
Neuanfang 1945	28
Start in Halle: Erste Schritte	33
1950: Ein kontrastreiches Jahr	43
Veränderte Bedingungen	49
Lehrender Assistent in Halle	53
Erstmals Frankreich	62
Auf dem Weg zum Doktor	65
Blickerweiterungen	71
In Berlin unter Strauss	79
Die 1960er Jahre	91
Ereignisse, Probleme, Personen	101
Nach Asien	112
In den 1970er Jahren: Obenauf	116
In der Universität	118
Das Erbe: Tagungen und Ausstellungen	123
Die Kunst ändert sich	132
Internationales in den 1970ern	140
Die 1980er Jahre: Auf und Ab, Teil I	160
USA 1985 und 1986	172
Die 1980er Jahre: Auf und Ab, Teil II	182
Wendungen	190
Unverändert auf verändertem Feld	199
Zurückdenken und Weiterdenken	206
Summa	213
Nachruf von Horst Bredekamp	215
Personenregister	218
Bildnachweis	227



Peter H. Feist, Porträtaufnahme, 2010

Vorwort

Über siebzig Jahre lang führte Peter H. Feist sein Tagebuch, das er als eine Mischung von Terminkalender und Tagebuch im eigentlichen Sinn anlegte. Die siebzig Taschenkalender unterschiedlichen Formats waren die Grundlage für diese Autobiographie und legen deshalb nahe, dass berichtete Daten weitestgehend korrekt sind. Ich kümmerte mich im Jahre 2011 um die technische Fertigstellung des Manuskriptes, für das mein Vater jedoch keinen Verlag fand.

Nach seinem Tode im Juli 2015 gab Professor Peter Betthausen, Co-Autor mehrerer gemeinsam veröffentlichter Bücher, die Anregung, eine Publikation erneut zu versuchen und stellte den Kontakt zum Berliner Lukas Verlag her. Das erwies sich als ein Glücksfall, für den ich beiden zu großem Dank verpflichtet bin. Seitdem besorgten Dr. Frank Böttcher und sein Mitarbeiter Alexander Dowe die Herausgabe nicht nur dieser Autobiographie, sondern zeitgleich auch die einer Sammlung von unveröffentlichten Vorträgen und Texten meines Vaters: *Nachlese. Aufsätze zu Bildender Kunst und Kunstwissenschaft*. Wer das beeindruckende Verlagsprogramm des Lukas Verlages aus den letzten zwanzig Jahren kennt, wird meine Freude gut nachvollziehen können, dass sich gerade dieser Verlag der Herausgabe beider Bücher angenommen hat.

Der Text wurde nahezu unverändert belassen, behutsame Korrekturen betreffen nur Wiederholungen an wenigen Textstellen, Anpassungen an neue Rechtschreibregeln sowie Ergänzungen bei Lebensdaten erwähnter Personen.

Wer sich für Geisteswissenschaften und die Hochschullehre interessiert, wird hier ein weiteres Mal bestätigt finden, dass die Unterschiede zwischen damals und heute im Herangehen an Studium, Wissenschaft, Lehre, Publizieren beträchtlich sind. Dies ist weder neu noch überraschend, verdient aber dennoch unsere Aufmerksamkeit – und vielleicht hilft es sogar dabei, früher Bewährtes erneut als möglichen Weg zu betrachten.

Ebenso bleibt auch über ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der DDR vielen unverständlich, warum sich kluge Menschen diesen Ideen und dieser Sache auch nach Kenntnisnahme von zum Teil schwerwiegenden Unzulänglichkeiten verbunden, ja verpflichtet gefühlt haben. Diese Autobiographie versucht, auch hierfür persönliche Erklärungen zu geben. In gewisser Weise illustriert sie die Worte, die Wolfgang Kohlhaase (geb. 1931) nach 1990 schrieb: »... und auch der Reflex jenes Vernünftigen, das gewollt war, wirkt in die Zukunft. Denn das Jahrhundert ist vorbei und alle Fragen, die an seinem Anfang standen, sind, ungemein vergrößert, wieder da.«

Michael Feist
Berlin, im Frühjahr 2016

Hauptstraßen und eigene Wege

Halle 1947: Studienbeginn

Am 1. September 1947 wurde ich an der Universität in Halle als Student angenommen. Das kostete 30 RM [Reichsmark] Einschreibgebühr. Im Juli hatte ich meine Bewerbung abgegeben; am 25. August war die Zulassung gekommen. Die Zulassungskommission, der auch Vertreter des Studentenausschusses angehörten, hatte offenbar sowohl mein Abiturzeugnis als auch das politische Verhalten des Oberschülers Feist befriedigend gefunden. Einen Tag lang hatte ich erwogen, die Zulassung zurückzugeben, weil mein Vater erkrankt war und ich meinte, die häusliche Hilfe vor allem bei der schwierigen Beschaffung von Lebensmitteln jetzt nicht einstellen zu dürfen. Zum Glück hielt mein Vater mich davon ab. Am 8. September fing es richtig an, mit Gängen zu Ämtern und Zimmersuche. Am Abend hörte ich mir Beethovens IX. im Stadtschützenhaus an.

Im Erdgeschoss des Melanchthonianums, das die Martin-Luther-Universität nach dem *praeceptor Germaniae* benannt hatte, hing das Schwarze Brett mit den Ankündigungen der Lehrveranstaltungen, mehrere schwarz gerahmte, flache Glaskästen. »Im Wintersemester gedenke ich zu lesen...« stand da, *publice*, also für jeden zugänglich, oder *privatim*, nach Anmeldung. Ich war wissensdurstig, durchaus von mir überzeugt, und hatte ein klares Berufsziel: Professor für Kunstgeschichte. Zwei Nebenfächer waren nötig. Als solche wählte ich, ziemlich konventionell, Archäologie und Geschichte. Kunstgeschichte war allerdings von der übergeordneten Behörde, der neuen Landesregierung von Sachsen-Anhalt, noch nicht wieder als Hauptfach genehmigt. Vorläufig musste Geschichte diesen Platz einnehmen. Ich stellte mir einen voll gepackten Stundenplan zusammen und bedauerte, wenn zwei Veranstaltungen, die ich gern besucht hätte, gleichzeitig angesetzt waren. Weil gerade keine mich direkt angehende Vorlesung stattfand, ich aber unbedingt das Studentsein erleben wollte, hörte ich mir am 9. September eine Stunde lang, d. h. die akademische Stunde von 45 Minuten, den Germanisten Ferdinand Joseph Schneider (1879–1954) an. Er las im Auditorium maximum, dem amphitheatralisch angelegten Hörsaal im zweiten Geschoss des Melanchthonianums. Später erfuhr ich, dass »Fe-Jo« als einer der Ersten unter den Hochschullehrern den Expressionismus ernst genommen hatte. Gemeinhin galt Zeitgenössisches der deutschen »akademischen« Zunft noch als unseriös. Jetzt vermied Schneider aber diesen Gegenstand. »Moderne«, als »Dekadenz« angesehen, wurde in der sowjetischen Besatzungszone gerade politisch suspekt.

In Kunstgeschichte gab es zwei Lehrer, die jeder zwei Stunden Vorlesung und zwei Stunden Übungen oder Seminar pro Woche hielten. Professor Wilhelm Worringer (1881–1965), dessen ruhmreicher Name mir schon vertraut war, las über »Altniederländische Malerei« und ließ in »Stilkritischen Übungen« Referate über die unterschiedlichsten Themen halten. Dozent Dr. Hans Ju-

necke (1901–1994) behandelte »Grundzüge der romanischen und gotischen Architektur«, übte über Barockarchitektur, wozu er schon bei der italienischen Frührenaissance einsetzte, und ging bald mit uns auch auf kurze Exkursionen. Die erste führte auf die Heidecksburg in Rudolstadt in Thüringen, wo uns abends der dort wohnende Maler Hofmann die Gelegenheit bot, seine abstrakten Gemälde zu diskutieren. Dr. Junecke war, wie uns später bewusster wurde, ein Bewunderer der Moderne. Bei den Klassischen Archäologen, die mit den übrigen Altertumswissenschaftlern im Robertinum behaust waren, einem nach dem Archäologen Carl Robert benannten imposanten Gebäude am Rande des Universitätsplatzes, las Professor Herbert Koch (1880–1962) über »Römische Kunst«, übte mit den Anfängern Formanalysen vor Gipsabgüssen und hielt ein Kolloquium für Fortgeschrittene. Tollkühn ließ ich mir dort gleich ein Referatthema geben. Für die Archäologie erschien mir Griechisch unerlässlich, das ich im Unterschied zu Latein in der Schule nicht gelernt hatte. Also: Anfängerkurs, jeweils drei Stunden mittwochs und samstags. Schon im nächsten Semester ließ ich es aber – leider – bleiben. Geschichte begann mit »Das alte Rom« bei dem faszinierenden Professor Franz Altheim (1898–1976), dreimal wöchentlich früh um 9 Uhr. Professor Martin Lintzel (1901–1955) las über »Geschichte der Karolinger- und Ottonenzeit«. Freiwillig ging ich in die Theologische Fakultät, um Professor Kurt Aland (1915–1994) über »Das altchristliche Rom (Die ältesten Kirchen)« zu hören. Bei den Philologen interessierte mich die Geschichte des Islam unter den Abbasiden von Professor Johannes Fück (1894–1974), und bei dem pensionierten Bibliotheksdirektor Dr. Carl Wendel war ich einer seiner wenigen Hörer für »Die Bibliotheken des Altertums«. Mein Interesse rührte ihn wohl so sehr, dass er mir nach Semesterende per Post einen Sonderdruck eines Aufsatzes schickte. Der marxistische Philosoph Dr. Georg Mende (1910–1983) las die Pflichtvorlesung für Hörer aller Fakultäten »Die soziale Problematik der Gegenwart«, frühe Vorläuferin des späteren »Marxismus-Leninismus Grundlagenstudiums«, die ich meistens schwänzte. Man musste nur Sorge tragen, dass man – wie in allen Vorlesungen – sein Studienbuch dem Dozenten am Semesteranfang zum An- und am Semesterende zum Abtestat per Unterschrift vorlegte. Wichtig nahm ich hingegen »Rede und Redegestaltung für Fortgeschrittene« bei Professor Richard Wittsack (1887–1952). Zu ihm stieg man ins verwinkelte Untergeschoss des Melanchthonianums hinab, um englische Parlamentsreden aus dem 19. Jahrhundert zu analysieren oder ein Kunstwerk auswendig und aus dem Gedächtnis und dennoch möglichst überzeugend zu beschreiben. Anschließend wurde das an einer Diaprojektion und der auf Wachsplatte festgehaltenen Analyse überprüft. Ich wählte mir den *Judaskuss* aus Giotto's Fresken in der Arenakapelle zu Padua aus. Für die meisten Lehrveranstaltungen war ein Unterrichtsgeld von 2,50 RM pro Wochenstunde, dazu eine Studiengebühr von 80 RM pro Semester

und 13 Mark »Wohlfahrtsgebühren pp.« zu entrichten. Dafür stand man in der Semestermitte eine dreiviertel Stunde in der Quästur an. Sie befand sich wie das Rektorat und die Juristische Fakultät in dem nach dem Rechtsgelehrten Thomasius benannten Thomasianum am Universitätsplatz.

Zwischen den Vorlesungen saß ich, abgesehen von Besorgungen in der Stadt, lesend in der Universitätsbibliothek, im Robertinum und bald vor allem zwischen den gut gefüllten, alten, hohen Bücherregalen des Kunsthistorischen Instituts, auf denen Gipsabgüsse von Renaissancebüsten standen, die wir später einmal anlässlich eines Institutsfestes mit Bemalungen verunstalteten. Damals verachteten junge, unwissende Kunsthistoriker solche unechten Werke. Das Institut war neben der Uni in der abschüssigen Gasse Am Kaulenberg zwei Treppen hoch im rückwärtigen Teil eines Bankgebäudes untergebracht. Das Eingangsportal, das früher in ein Weinrestaurant geführt hatte, bekrönte ein Bacchus. Nachdem ich in Worringers »Stilkritischen Übungen« das erste Studentenreferat gehört hatte, bewarb ich mich in meiner dritten Studienwoche auch um ein solches. Bei der Assistentin Fräulein Dr. Friedel Scharioth, einer ältlichen, verhuscht wirkenden Person, die schon unter Worringers Vorgänger Wilhelm Waetzoldt (1880–1945) ihre Arbeit verrichtet hatte, und nicht mehr wissenschaftlich tätig war, lag eine Themenliste in Worringers schöner, kleiner Handschrift. Weniger schwierige Themen hatte er als »auch für Nebenfächler« gekennzeichnet. Ich entschied mich für die Ikonographie der Bekehrung des Paulus. Der Professor bestätigte das wenige Tage später und versah mich mit einem Zettel, auf den er als Literaturangabe einen älteren Aufsatz zu diesem Thema und ein paar Beispiele geschrieben hatte. Nun konnte es richtig losgehen.

Mittags und abends ernährte ich mich abwechselnd in verschiedenen Gaststätten oder in der Mensa (im »Haus der Universität«, Harz 41), so weit die Brot-, Fett- und Fleischmarken der Lebensmittelkarten reichten, und von markenfreien Kohlsuppen und ähnlichem. Besonders begehrt waren die großen Terrinen grüner Tomaten, die es mittags im Souterrain der Fleischerei Koegel in der Großen Steinstraße gab. Abends war der »Egerer Hof« beliebt, der von den häufigen Stromsperren verschont blieb, weil er mit am Kabel des benachbarten Stadtbades hing, in das ich auch zum Wannenbaden ging. Stromsperren wegen Kohlemangels unterbrachen auch manche Vorlesung. Zeit, Kraft und Geld reichten noch zu Kinobesuchen – *Ehe im Schatten*, neue französische, englische, amerikanische und sowjetische Streifen oder Altes von der Ufa –, zu erstaunlich häufigen Konzerten, die z. B. in der Universitätsaula stattfanden, und natürlich zum Semesterball im Stadtschützenhaus nach der Immatrikulationsfeier am 22. Oktober.

Über eine persönliche Bekanntschaft fand ich in der zweiten Woche ein kleines, dunkles Zimmer für 30 RM, das mir das Wohnungsamt nach einigem Hick-Hack zusprach, und das ich bald mit einem ehemaligen Mitschüler teilte,

der Musik studierte und zum Glück häufig abwesend war. Die kleine Villa unter Bäumen, schräg gegenüber der Universitätsbibliothek, gehörte der Witwe eines Professors mit Namen Seeligmüller und hatte davor dem Theologieprofessor Müller gehört, der gern Vorlesungen über das Thema »Sünden« gehalten hatte. So war der Scherzvers überliefert: »Nun zieht der sündige Seeligmüller ins Haus des seligen Sünden-Müller«. Ich sündigte nicht, musste dennoch büßen, weil es nach einem ungewöhnlich heißen Sommer, der zu einer katastrophalen Missernte führte und bis in den September anhielt, bald ungewöhnlich winterkalt wurde. Ich registrierte 3–6 Grad im Zimmer; der Atem wehte als weißes Wölkchen. Auf der Marmorplatte des Nachttischchens stand ein Elektrokocher, auf dem ich gelegentlich Mohrrüben in einem merkwürdig geformten Töpfchen kochte, das nach dem Krieg aus irgendeinem militärischen Gerät gefertigt war. Die allgemeine miserable Wirtschaftslage wurde den Studenten dadurch etwas erleichtert, dass sie sich Sonderzuteilungen aus den Erträgen der Universitätsgüter abholen konnten: mal Kartoffeln, mal eine Flasche Leinöl, wöchentlich ein Kommissbrot. Ich teilte es, wie das viele taten, mit Kerben in Tagesrationen ein.

Besorgt verfolgt man die politische Entwicklung in der Welt. Die Alliierten wollten sich auf vielen Konferenzen nicht über die Behandlung Deutschlands einigen und verwandelten sich in immer feindseligere Kontrahenten. In meinem Umfeld dachte niemand pro-sowjetisch, ich auch nicht.

Die Dinge des Studiums standen freilich ganz im Vordergrund. Bei den Archäologen machten wir mehrmals »Ehrendienst« beim Umräumen der Gipsabgüsse, weil Platz für etwas Anderes gebraucht wurde. Die *Laokoongruppe* auseinanderzunehmen war anstrengend. Bei der traditionsgemäß jedes Jahr im Dezember stattfindenden Winckelmann-Feier wurde nach der Festveranstaltung im Audimax mit Vortrag und Händelschem *Concerto grosso* ein heiteres Studentenprogramm im Robertinum geboten, bei dem ich mitspielte, und dann bis früh um 5.30 Uhr getanzt. Bei den Historikern ging ich in der Menge der Studenten unter, ohne zunächst besondere Kontakte zu knüpfen. Bei den Kunsthistorikern merkte ich bald, wer die Intelligentesten und Anregendsten unter denen waren, die schon ein Jahr früher mit dem Studium begonnen hatten. Ich war mächtig stolz, als mich einer von ihnen am 20. November nach seinem gebührend gelobten Referat in Worringers Übungen zur Nachfeier in seine Studentenbude einlud. Es war Klaus Geitel (geb. 1924), der nicht nur durch Wissen, Eloquenz und geistvollen Witz bestach, sondern auch dank des familiären Hintergrunds einer Berliner Fabrik über mehr Spirituosen verfügte als andere. Später wurde er in West-Berlin ein namhafter Kritiker, vor allem des Tanztheaters. Damals bildete er zusammen mit dem energiegeladenen Hilfsassistenten Wulf Schadendorf (1926–1985), einem Arztsohn aus Sachsen, der in einem winzigen Verschlag im Institut wohnte, den Kern einer kleinen Gruppe, die sich bald mit Genehmigung des Studentenrates öffentlich bemerkbar

machte: mit Vorträgen über moderne Kunst. Ich durfte mich ihr anschließen, und noch vor Semesterende zu Weihnachten hatten wir zwei Vortragsthemen für mich vereinbart.

Jeden Samstag fuhr ich mit dem Zug nach Hause, oft schon 4.05 Uhr, spätestens 6.23 Uhr. Vor- und manchmal auch noch nachmittags ging es dann per Rad oder zu Fuß zu Bauern und Gärtnern in der näheren und weiteren Umgebung, die mein Vater als Arzt behandelt hatte, so dass Hoffnung bestand, bei ihnen ein Säckchen Kartoffeln, einen Beutel Mehl oder etwas Gemüse, vielleicht ein Stück Fleisch für unsere Familie zu bekommen. Manchmal blieb es vergeblich. Für das ganze Jahr 1947 registrierte ich, etwa 540 Kilometer mit dem Fahrrad und 40 Kilometer zu Fuß unterwegs gewesen zu sein, die Wege innerhalb der Stadt nicht mitgezählt. Mein Vater war im Oktober in Halle am Magen operiert worden und erholte sich nach Komplikationen nur langsam. Sonntag abends oder montags um 5.03 Uhr ging es wieder nach Halle, manchmal mit längerer Verspätung. Um 9 Uhr c.t. begann Professor Altheim, energisch auf dem Podium hin und her gehend, lebhaft über altrömische Geschichte zu dozieren.

Wurzeln

Zu Hause war ich damals in der Lutherstadt Wittenberg. Die Heimat lag woanders. Wir waren Umsiedler aus Böhmen. Historiker wissen, wie wichtig Herkunft und frühe Erfahrungen sind. Sie machen viel vom späteren Verhalten und Denken verständlicher. Mein Vater, Georg H. Feist, von dessen Wesensart viel auf mich überging, stammte aus Arnau (heute Hostinné) am Südfuß des Riesengebirges und Oberlauf der Elbe. Er war Jahrgang 1892. Seine Vorfahren waren zumeist Müller gewesen, aber auch ein Revierförster war darunter, mein Ururgroßvater. Sein überschwänglich lobendes, üppig kalligraphiertes Lehrzeugnis vom Januar 1805 und sein elegantes klassizistisches Profilporträt in einer guten alten Kopie hängen in meinem Arbeitszimmer. Mein Großvater Heinrich Feist hatte als Kind geholfen, Mehl nach Trautenau (Trutnov) zu schaffen, als dort 1866 die Verwundeten des preußisch-österreichischen Krieges, die Adolf Menzel zeichnete, versorgt werden mussten. Später wurde er leitender »Privatbeamter« einer Textilfirma, die in Heimarbeit Stoffe weben ließ. Die Eltern seiner Frau, einer geborenen Emilie Baudisch, waren Tuchmacher, betrieben aber auch die Fremdenpension »Elisenvilla« im Kurort Johannisbad (Janské Lázně), mit dem auch ich viele Erinnerungen verknüpfen konnte. Diese Großeltern lebten nicht mehr, als ich zur Welt kam.

Mein Vater, der zwei Schwestern hatte, die beide für mein Leben wichtig werden sollten, konnte ab 1911 in Prag an der deutschen Karlsuniversität Medizin studieren. Er lehnte die »schlagenden Verbindungen« von Studenten



Peter H. Feist im Alter von vier Jahren, 1932

ab, schloss sich nur einer liberalen »Lese- und Redehalle deutscher Studenten« an. Im folgenden Jahr besuchte er seine ältere Schwester Loni in Berlin. Sie war schon mit dem rheinischen Fabrikantensohn Kurt Hoesch verheiratet, der zu dieser Zeit als Assistent des Chemikers Emil Fischer an der Universität arbeitete. Jahrzehnte später saß mein Sohn als angehender Chemiker oft im Emil-Fischer-Hörsaal. Mein Vater musste kurz vor dem Abschluss sein Studium unterbrechen, um im Ersten Weltkrieg gemeinsam mit einem Freund freiwillig als Sanitätsarzt der k.u.k. Armee Kriegsdienst zu leisten. Was er, zweimal verwundet, von den Schrecken der Kämpfe in Galizien, Rumänien, am Isonzo und in den Dolomiten erzählte, prägte sich mir früh ein. In unserer Wohnung hing ein schönes Frauenbildnis im Renaissancestil. Vater hatte es in einer zerstörten Villa in Oberitalien aus dem Rahmen geschnitten und mitgebracht. Im Frühsommer 1918 konnte er noch einen dreimonatigen Studienurlaub in Prag wahrnehmen. Nachdem er, nun in der Tschechoslowakei, im Juli 1919 promoviert hatte und als Assistent an der Prager Chirurgischen Universitätsklinik arbeitete, heiratete er 1923 Isolde, eine neunzehnjährige, schöne, dunkelhaarige,

kurz zuvor evangelisch getaufte Schwesternschülerin aus Reichenberg (Liberec), die einen Kurs, den er gab, besucht hatte. Sie wohnten dann in einem Zimmer der Klinik. Ihre zwei Jahre ältere Schwester Erika hatte den am Reichenberger Theater spielenden Schauspieler Wilhelm Gruschownig geheiratet, der aus Laibach (Ljubljana) in Slowenien stammte. Er führte jedoch den Bühnennamen Wilhelm Heim, der später legalisiert wurde. Sie übersiedelten nach Wien, wo Onkel Willy Mitglied des hoch angesehenen Burgtheaters wurde.

Isoldes und Erikas Vater Karl Soyka (1864–1949), mein Großvater, war wohlhabender Mitbesitzer einer Wein- und Spirituosenhandlung. Er besaß eine Villa in Harzdorf, einem Vorort von Reichenberg, mit einem großen, einen Hang hinabfallenden Garten. In der Villa bestaunte ich später ein im Flur an der Wand befestigtes Telefon und einen Speisenaufzug zwischen der Küche im Sockelgeschoss und der Tür zum Esszimmer im Erdgeschoss. Großpapa las viel. Er ließ sich alle neuen Romane von einer Buchhandlung zur Ansicht schicken und gab sie, nachdem er alle gelesen hatte, als unbefriedigend zurück. Ab und zu kaufte er aber ein Buch, damit die Buchhandlung bei dem für ihn lukrativen Verfahren blieb. Er turnte, sang und dichtete, ging in seinem Revier zur Jagd und fühlte sich ganz als Deutscher, war aber Jude. Dies bekam dann schwerwiegende Bedeutung für mich. Seine verstorbene Frau Marie war die Tochter eines Fuhrunternehmers. Der hatte den eigentümlichen und seltenen Familiennamen Suetovius und stammte aus einem Ort in dem Kreis nördlich von Zittau in Sachsen, in dem noch heute fast alle Träger dieses Namens leben.

Professor Hermann Schloffer, der von ihm verehrte Klinikchef meines Vaters, hatte etwas gegen verheiratete Assistenten, weil sie das von ihren Aufgaben ablenkte. Deshalb musste mein Vater die erhoffte Hochschullaufbahn aufgeben und sich eine Stelle suchen. Er wurde am 1.10.1926 Chefarzt (»Primarius« hieß das dort) des Städtischen Krankenhauses in Warnsdorf (Varnsdorf), für das er gleich einen Erweiterungsbau planen konnte. Seinen gedruckten Bericht darüber fand ich sechzig Jahre später in der Berliner Universitätsbibliothek. Die Schwestern im Krankenhaus waren katholische Nonnen. In ihrer Freizeit trugen sie ein Habit mit einer Haube mit langen schwarzen und weißen Flügeln. Vater hatte auch in der Wohnung ein Behandlungszimmer, »Ordination« genannt, wo er mehrmals in der Woche nachmittags Privatpatienten behandelte. Ich erinnere mich, dass er einmal, im Sommer 1931, nach einer Erkrankung auf einer Veranda ruhte, deren Verglasung am Rand farbige Scheiben besaß. Vater war auch in der ČSR wehrdienstpflichtig, musste mindestens einmal zu einer Reserveübung und wurde zum Oberleutnant (Oberarzt) befördert.

Trotz seines Namens war Warnsdorf, wo ich im Juli 1928 zur Welt kam, eine Stadt mit etwa 25 000 Einwohnern, freilich eine eigentümliche, vormals »das größte Dorf der österreichisch-ungarischen Monarchie« genannt. Sie liegt an der kurvenreich verlaufenden Grenze zwischen Böhmen und Sachsen im

sogenannten Niederland, einem Zipfel zwischen zwei sächsischen Nachbarorten, Großschönau und Seiffhennersdorf, zu Füßen des Lausitzer Gebirges mit den Bergen Lausche, Hochwald und Schöber. Die Strecke der Deutschen Reichsbahn von Dresden nach Zittau führte durch Warnsdorf und hatte einen kleinen Bahnhof Altwarnsdorf und eigene Räume im Warnsdorfer Hauptbahnhof, von dem die Tschechoslowakische Staatsbahn die Verbindung ins Inland betrieb. Äcker und Wiesen von Kleinbauern schoben sich zwischen zwei Dutzend Fabriken, vorwiegend der Textilindustrie, und die Gründerzeitvillen ihrer Besitzer oder kleine Häuschen. Nur an zwei Stellen gab es kurze Strecken einer städtischen, beidseitigen Straßenhausbebauung, zum Beispiel an der Hauptstraße, wo neben dem gutbürgerlichen Café Wendler das Haus stand, in dem meine Eltern eine Wohnung im ersten Stock gemietet hatten.

Eine ganz neue Note brachten in den 1930er Jahren die modernen Gebäude der Strumpffabrik Kunert, damals die größte in Europa, ins Stadtbild. Das Flüsschen Mandau schlängelte sich durch den weitläufigen Ort, schwarz und stinkend von den Abwässern der Färbereien. Die Mehrzahl der deutschen Warnsdorfer war katholisch. Die Dekanalkirche St. Peter und Paul stand am Marktplatz. Die evangelische Kirche war ein roter neugotischer Ziegelbau. Es gab noch eine altkatholische Kirche. Diese seltene Glaubensrichtung hatte sich nach einem Konzil im 19. Jahrhundert abgespalten und war gerade in Nordböhmen etwas häufiger verbreitet. Zu meiner evangelischen Taufe waren Tante Loni und ein Freund meines Vaters, der Meteorologe Gustav Swoboda, die Paten. Von Letzterem, der von Prag, später von Holland aus für den Völkerbund arbeitete, erhielt ich einen goldenen Siegelring mit einem Karneol mit meinem Monogramm. Anwesend war u. a. auch ein Freund meiner Mutter, Franz Dengler, von dem noch viel die Rede sein wird. Von Fotos meines Vaters ist abzulesen, dass meine Eltern in den Sommern der nächsten Jahre mit mir in Harzdorf beim Großpapa, 1930 auch in seinem Jagdrevier in Dittersbach und dem in Johannisbad waren. Von einem Dienstmädchen, das mich gelegentlich ausführte, übernahm ich eine gezierte Sprache. Als ich einmal nass und schmutzig nach Hause kam, erklärte ich: »Eh' ich mich's versah, lag ich in einem Wassergraben«.

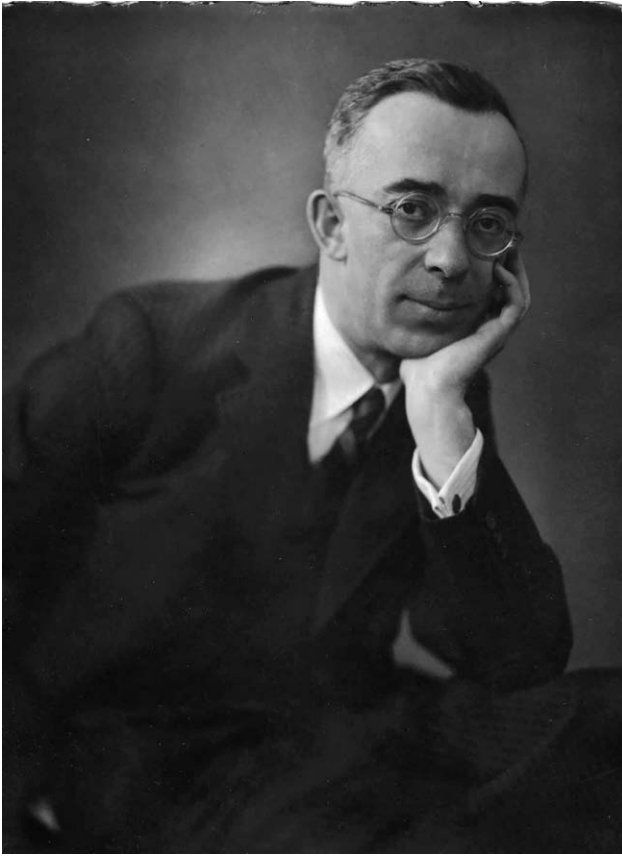
Als ich vier Jahre alt war, trennte sich meine heißgeliebte Mutter von meinem hart arbeitenden Vater wegen eines Mannes, der mehr Zeit für sie zu haben schien, dem jüdischen Juniorchef der Textilfabrik Löwy, der seinen Namen in Löhner eingedeutscht hatte. Sie wohnten im Erdgeschoss einer kleinen Villa in der Poststraße, die Eltern Löwy im Obergeschoss. Gegenüber stand die prächtigere Villa der Familie Kunert. Um auf andere Gedanken zu kommen, machte mein Vater 1933 eine Mittelmeer-Schiffsreise. Tante Putta, von der noch die Rede sein wird, war mit mir in Johannisbad. Dort faszinierte mich die Seilschwebbahn auf den Schwarzenberg, deren Talstation nahe bei der Elisenvilla war. Als ich einmal das Geräusch einer nahenden Gondel hörte,

Peter H. Feist im
Alter von acht
Jahren mit seiner
Mutter Isolde,
geb. Sojka,
ca. 1935



rannte ich los, um diese zu sehen. Ich fiel hin und schlug mir ein Knie blutig. Die kleine Narbe war bis in mein hohes Alter sichtbar. Pappi verunglückte auf der Fahrt zu uns mit seinem Auto und wurde leicht verletzt gebracht.

Ich durfte in ständiger Verbindung mit meiner Mutter bleiben, die ich später regelmäßig, auch über Wochenenden, in ihrer Wohnung besuchte. Ihr Mann, »Onkel Paul«, und seine Eltern vermieden möglichst die Begegnung mit mir. Ich war auch einmal in der Löwy-Fabrik und mehrfach in dem großen Garten hinter ihr, in dem es auch ein kleines Schwimmbecken gab. Ich konnte auch meinen Großvater in Harzdorf oder einmal in seinem Jagdrevier bei Dittersbach, nahe Friedland (Frydlant) besuchen, wo er ein Verhältnis mit der Frau des Oberförsters Hub hatte. Nachdem ich eingeschult war, holte mich Mutti nachmittags von der Schule ab, und wir gingen spazieren oder in ein kleines Wirtshaus, wo es Brotscheiben mit Honig gab. Normalerweise aßen wir Honig nur auf Semmeln.



Der Vater Georg H.
Feist, etwa 1925

Meinem Vater, bei dem ich verblieben war, führte Valerie, seine jüngere Schwester, den Haushalt in einer neuen Wohnung in der Realschulstraße, bis er drei Jahre später wieder heiratete. Tante Putta, wie sie seit ihren Kindertagen genannt wurde, hatte in Geschichte und Geographie promoviert und das als Hauslehrerin unterrichtet. Sie weckte mein Interesse an Geschichte, für die auch mein Vater sehr empfänglich war, der mir aber auch die Natur erklärte und mich zum Sammeln von Steinen anregte. Tante Putta brachte mir, noch ehe ich 1934 in die Schule kam, ein wenig Englisch bei. Ein paar Monate lang sollte ein englisches Au-pair-Mädchen meine Sprachkenntnisse verbessern. Es war aber mehr so, dass *ich* Peggy beim Einkaufen dolmetschte. Damals war es auch üblich, dass Wohlhabendere regelmäßig ein oder zwei arme Kinder an den Mittagstisch einluden. Ich spielte ihnen und Nachbarskindern im Garten hinterm Haus mit dem aus Pappe gefertigten Kasperletheater etwas vor, schlich mich auch einmal früh aus dem Bett ins Freie, um mit einem Holzgewehr

über der Schulter die Realschulstraße entlang zu marschieren. Ich stand unter dem Eindruck der Schützenvereine, die – nicht weit entfernt von uns – bei Begräbnissen mit getragener Blasmusik zum Friedhof zogen und nachher mit schwungvollen Märschen zurückkehrten.

Im Frühjahr 1934 besuchte ich mit Tante Putta zum ersten Mal die inzwischen verwitwete Tante Loni Hoesch, deren Tochter Alice jung gestorben war, in ihrer eindrucksvollen Villa, Tivolistraße 2, in Düren im Rheinland. Ich sah Köln und ein Autorennen auf dem Nürburgring und lernte von meinem viel älteren Cousin Walter das Radfahren auf einer Bahn mit überhöhter Kurve, die er sich im Garten angelegt hatte. Tante Loni schenkte mir ein kleines Fahrrad, aber der tschechische Einfuhrzoll war meinem Vater zu teuer, so dass er das Rad zu meiner Enttäuschung zurückschickte. Später bekam ich dann ein anderes Rad. An meinem ersten Schultag, dem 3. September 1934, war zufällig ein Vetter meines Vaters aus der mütterlichen Familie zu Gast, der Chemiker Professor Oskar Baudisch (1881–1950) aus den USA (ein Nachruf findet sich in »Mikrochemie«, Wien, Bd. 36/37, 1951). Gestützt auf seine Erfahrungen in Warm Springs, Georgia, deckte er die Heilwirkung der Thermalquelle in dem erwähnten Johannisbad zur Behandlung von Kinderlähmung auf und verschaffte so dem heimatlichen Kurort einen Aufschwung.

Während meines ersten Schuljahres heiratete mein Vater Liese, die ebenfalls bereits einmal von einem Herrn Berger geschiedene Tochter von Besitzern einer Drogerie im Nachbarort Rumburg (Rumburk), und wir übersiedelten in das gemietete Erdgeschoss einer neobarocken Villa in der Oststraße, Hausnummer 1771. In Warnsdorf wurden alle Häuser in der Reihenfolge ihrer Erbauung nummeriert, so dass nicht erkennbar war, an welcher Stelle der langen Oststraße die Villa zu finden war. Die Hochzeitsreise der Eltern ging nach Brüssel, wo gerade eine Weltausstellung stattfand. Ich war währenddessen beim Großvater in Harzdorf und in Dittersbach. In Warnsdorf nahm ich erfolgreich an einem Trittroller-Rennen teil, wurde »zweiter Sieger«. Im Herbst 1935 musste ich mit Scharlach in die Isolierstation des Krankenhauses meines Vaters. Mami, wie ich sie im Unterschied zu Mutti nannte, war recht streng. Ich hatte zu essen, was auf den Tisch kam, und wenn ich es nicht mochte, wurde ich mit dem Teller in die Küche geschickt, wo das Dienstmädchen aufzupassen hatte, bis ich alles aufgegessen hatte. Ich sagte auch einmal wütend zu Mami: »Du verstehst mich eben nicht, weil Du nicht meine Mutter bist«. Später vertrugen wir uns besser, aber unser Verhältnis war nie innig. Bei den neuen, freundlichen Großeltern Daemisch war ich häufig zu Besuch und durfte manchmal in der geheimnisvoll duftenden Drogerie unter den Arkaden am Marktplatz beim Verkaufen helfen. Heinrich Daemisch stammte aus dem Rheinland, seine Frau Berta aus Nordböhmen. Sie hatten eine Villa mit großem Garten am Stadtrand, unterhalb eines Berges, an dem die Reliefs eines Kreuzweges die Stationen des Leidensweges

Christi abbildeten. Der Wohnungswechsel führte zu einem Schulwechsel in die Volksschule im III. Bezirk. Das Klassenfoto vom Schuljahresende Juni 1935 zeigt mir, dass wir 30 Schüler und 21 Schülerinnen waren. Heute versteht kaum jemand, dass wir dennoch meistens brav waren und etwas lernten. Aber da ich etwas altklug auftrat und als einziger schon ein Brillenträger war, konnte es auch vorkommen, dass eine Schar von Mitschülern mich durch lautstarkes »Verachten« als Brillenschlange vor unserer Gartenpforte hänselte. Weinend vor Scham und Angst hielt ich hinter dem Zaun dennoch stand.

Im Winter 1935/36 übte ich eifrig das Skilaufen an einem nahen Hang, wo wir sogar von einer kleinen, aus Schnee gefertigten Schanze kurze Sprünge machten. Die Sommerferien 1936 verbrachte ich erstmals in Frain (Vranov) in Südmähren, wo Tante Putta, die nun in Brünn (Brno) verheiratet war, mit ihren Schwiegereltern Schuldes eine Ferienwohnung in einem Bauernhof hatte. An den Wochenenden kam auch ihr Mann, der die Woche über mit schnellem Auto als Handelsvertreter bei Bauern unterwegs war. Ich sah das imposante Barockschloss auf dem Felsen über dem Fluss Thaya, interessierte mich aber noch mehr für die täglich aus Deutschland kommende Olympiazzeitung, die von den Olympischen Spielen in Berlin berichtete, und ging zum Baden in den großen Stausee. Die Eltern hatten mich mit dem Auto hingebacht. Kurz vor der Ankunft rammte bei Iglau (Jihlava) ein von der Seite kommender un-aufmerksamer Autofahrer unseren Wagen. Mami wurde an der Stirn verletzt und musste kurz in ein Krankenhaus. Das Auto konnte rasch repariert werden, und sie fuhren weiter in die Dolomiten, wo Pappi im Krieg gewesen war, und holten mich auf der Rückreise wieder ab. Im Oktober kam mein Cousin auf die Welt, der wie Großvater und Vater Schuldes den Vornamen August (Gustel) bekam, zunächst aber Bibi genannt wurde. Im folgenden Sommer war ich zuerst wieder bei Tante Putta in Frain, dann holte mich mein Vater ab und machte mit mir eine an Eindrücken reiche Deutschlandreise, kurz nachdem meine Halb-Schwester Hanni zur Welt gekommen war. Er zeigte mir Berlin, den Flugplatz Tempelhof, das Varieté Scala ebenso wie den Pergamonaltar, den ich mit meiner neuen Kamera-Box fotografierte, den Kopf des Echnaton, von dem ein Abguss daheim auf dem Bücherschrank stand, anschließend Hamburg mit seinem Hafen, Helgoland, wo wir badeten, und nach einer Rückfahrt durch Sturm und hohen Wellengang den Überseekai in Bremerhaven, an dem gerade die »Europa«, Deutschlands zweitgrößter Passagierdampfer, aus New York kommend, anlegte.

Im Jahr darauf wurde ich zehn Jahre alt. Wegen guter Leistungen durfte ich nach einer Aufnahmeprüfung ein Jahr eher als üblich von der Volksschule ins Realgymnasium wechseln. Ich hatte kurz zuvor noch, etwas lustlos, Privatstunden zum Erlernen der tschechischen Sprache bekommen. Zur gleichen Zeit änderte sich aber vieles. Das Deutsche Reich schloss sich das Sudetenland

an. Auch ein Zehnjähriger bekam von Politik etwas mit, zumal, wenn er eine Leseratte war und die Zeitungen verfolgte. Bis 1938 standen uns in der Tschechoslowakei auch andere Meinungen über das Weltgeschehen zur Verfügung als in der »gleichgeschalteten« Presse Deutschlands. Die Regierung der ČSR hatte durch allerlei Schikanen die überwiegend deutschsprachige Bevölkerung der Randgebiete Böhmens und Mährens gegen sich aufgebracht. Die Warnsdorfer deutsche Lokalzeitung nannte sich *Abwehr*. Die wirtschaftliche und außenpolitische Stärke des benachbarten Hitlerreiches blendete die meisten, selbst wenn sie gleichzeitig über die Sachsen spotteten, die sonntags über die Grenze kamen, um Schlagsahne zu essen, die es »drüben« nicht gab. Auch wer wie mein Vater überhaupt nicht nationalistisch dachte, verglich sein Gehalt neidvoll mit dem seiner reichsdeutschen Kollegen und bewunderte die schöneren Autos und besseren Straßen. Die meisten Warnsdorfer wählten im Mai 1938 die Sudetendeutsche Partei (SdP) des Konrad Henlein, die »heim ins Reich« wollte, zu dem Böhmen freilich schon seit 1803 nicht mehr gehörte. Wie meine Mitschüler und Freunde aus der Nachbarschaft sang ich wie selbstverständlich die Nazilieder mit. Im Sommer machten die Eltern eine Kur in Karlsbad. Ich fuhr erstmals allein mit der Eisenbahn über Bodenbach nach Prag, sogar im »Balkan-Express«, der von Vlissingen in Holland kam und nach Athen weiterfuhr. Onkel Gustel holte mich in Prag am Bahnhof ab und sauste mit mir im Auto nach Frain. Am 1. September begann der Unterricht im Realgymnasium. Nach einer Woche wurde er wegen der unsicheren Lage unterbrochen. Krieg drohte. Warnsdorf lag im Vorfeld der neu angelegten tschechischen Bunkerlinie auf dem Lausitzer Gebirge, und es kam zu Schießereien zwischen Sudetendeutschen und Tschechen. Mein Vater rettete zwei tschechischen Polizisten das Leben, die verwundet in seinem Krankenhaus lagen und die er nicht an die aufgebrachten Deutschen auslieferte. Meine Stiefmutter suchte mit mir und der einjährigen Hanni Zuflucht im sächsischen Nachbarort Großschönau, zuvor in Jonsdorf. Als die Gegend von den zahlreichen Flüchtlingen geräumt wurde, um Platz für den Aufmarsch des deutschen Militärs zu schaffen, fuhren wir zu Tante Loni nach Düren. Die verabscheute die Nazis und wollte mit uns vorübergehend ins neutrale Ausland, Schweiz oder Niederlande, ausweichen, was jedoch misslang. Der Schlafwagen nach Basel war ausgebucht, und als wir mit dem Auto über die Grenze nach Holland wollten, wurde uns das verwehrt. Ich bekam dann noch Reitunterricht und brachte es bis zum Traben.

Als wir nach dem Münchener Abkommen vom 29. September nach Hause zurückkehrten, traf ich meine Mutter nicht mehr an. Ich sah sie nie wieder. Sie hatte eine Kur gemacht und war dann kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen mit ihrem Mann, seinen Eltern und meinem dreijährigen Halbbruder Harry nach Pödebrad, dann nach Prag, in die »Resttschechoslowakei« geflohen. In Verkennung der Lage ließen sie Flugtickets nach London ungenutzt, weil die

Eltern Löwy glaubten, der »Spuk« würde rasch vorübergehen und man solle sich nicht zu weit von der eigenen Fabrik entfernen. Nachdem die Deutschen im März 1939 auch den Rest der Tschechoslowakei okkupiert und in ein Reichsprotectorat verwandelt hatten, folgten für meine Mutter und ihre Familie ein immer kümmerlicheres Dasein in einem Judenviertel in Prag, 1943 dann das Ghetto in Theresienstadt (Terezín) und im September 1944 der Transport nach Auschwitz. Vagen Erzählungen Überlebender zufolge half meine Mutter noch eine Weile ihren Leidensgefährten als Krankenschwester.

Mein Verhalten in den Jahren nach 1938 mag schwer verständlich sein und belastet mein Gewissen. Ich wollte so leben wie die Gleichaltrigen ringsumher. Ich sprach mit niemandem über meine Mutter. Meine Gefühle und Gedanken verdrängte ich erschrocken. Irgendwie sah ich ein, dass mein Vater mich und auch sich schützen wollte, wenn mir verwehrt wurde, meiner Mutter zu schreiben, die noch einmal brieflichen Kontakt suchte. Einzelne Informationen erreichten mich später über ihre Schwester, Tante Erika in Wien.

Mein Vater, der vorher in der Freimaurerloge »Schlaraffia« war, ohne sich viel an deren Geselligkeiten zu beteiligen, war den strengen Nazis verdächtig. Um sich anzupassen, ließ er im Garten zwei Masten für große Hakenkreuzfahnen aufrichten und trat nicht in die SA, sondern »nur« in das vornehmere NS-Kraftfahrerkorps ein. Er musste sich eine Uniform kaufen, ist aber fast nie hingegangen. Ich machte anfangs eifrig und voll Begeisterung im Jungvolk der Hitlerjugend mit. Merkwürdigerweise wurde ich später sogar zum »Hordenführer« mit weiß-roter Führerschnur befördert, aber nicht höher. Jemand erfand für mich die Funktion eines »Fähnleinschreibers«, der für die etwa hundert Mitglieder, die ein »Fähnlein« des Jungvolks umfasste, auf Vaters Schreibmaschine eine Zeitung verfertigte, die dann vervielfältigt wurde. Ich war ein strebsamer Schüler und durchstöberte auch die reich gefüllten Bücherschränke meines Vaters mit ihren Klassikerausgaben, russischen Romanen, Upton Sinclair aus dem Malik-Verlag und – etwas versteckt – einer Geschichte der Oktoberrevolution aus dem Kominternverlag. Vom Taschengeld kaufte ich mir in wachsendem Maße Bücher oder Reclamhefte über Geschichte und später auch Dürergrafik in »Reichsdrucken«. Bei Ausflügen lernte ich meine Mittelgebirgsheimat lieben, die für mich bis heute die schönste Art von Landschaft blieb.

Mein Vater kaufte gleich nach dem »Anschluss« ans Reich an Stelle des kleinen, schwarz/elfenbeinfarben lackierten Autos der Marke Praga, Typ »Baby«, einen großen, dunkelgrünen Wagen der deutschen Marke Wanderer, Typ W 23. Mit ihm reisten wir im Sommer 1939 in die Ferien nach Bansin an der Ostsee.